

W e i m a r , 27. März.

In dem Gypstempel, der früh von Berlin durch Thüringen nach Italien fährt, wurde gestern ein schöner Wagen aus hellem Holz eingeschoben, den ich zuerst für einen besonders vornehmen Restaurationswagen hielt. Nachher stellte sich heraus, daß es der Salonwagen des greisen bairischen Fürstenpaares war, welches von den Berliner Denkmalsfesten nach Hause reiste. In Weimar hingen die hohen Herrschaften aus, um dem Weimarer Hofe einen kurzen Trauerbesuch zu machen und an der Bahre der Großherzogin Sophie eine Blumenpende niederzulegen. Schon im Zuge und nachher in Weimar hatte ich Gelegenheit, die bairischen Fürstlichen recht nahe zu sehen und benutzte sie, denn der Großherzog von Baden ist eine der verehrtesten und sympathischsten Persönlichkeiten im deutschen Reich und seine Gemahlin ist des alten Kaisers Wilhelm einzige und vielgeliebte Tochter, auf die ein Strahl von der patriotischen Verklärung des Vaters fällt.

Schon äußerlich ist der bairische Großherzog eine ungemein ansprechende Erscheinung. Ein stattlicher alter Herr mit silberweißem Vollbart, in dem seinen Gesicht ein Gemisch von Klugheit und Güte. Auch wenn man nicht wüßte, wer er wäre und was er im Reich bedeutet, müßte man auf den ersten Blick rechtes Zutrauen zu dem Inhaber eines solchen milden und weisen Antlitzes gewinnen. Die bairische Großherzogin war ganz in schwarzen Flor gehüllt, wodurch sie vielleicht noch gebührender erschien, als sie thatsächlich ist. So sah sie mit ihrer leidenden Haltung und als ihr beim Empfang in Weimar gar noch die hellen Thränen in den Augen standen, so recht aus wie der verkörperte Kummer und Gram.

In Berlin war das Wetter leidlich gewesen, hier in Weimar empfing uns der Himmel äußerst unfreundlich, so daß das kleine Residenzlein in doppelter Trübseligkeit schwamm. Ein kalter, stürmischer Wind jaufte in der Trauer-Deoration an den Häusern, peitschte wild die langen schwarzen Fahnen und jagte ungeheure Staubwolken, vermisch mit Regenschauern, gegen das kleine Hofschloß, in welchem die todt Oranierin aufgebahrt liegt, bevor sie den letzten Gang zur Weimarer Fürstengruft antritt, wo sie an der Seite Schillers und Göthes gebettet werden soll, von deren unsterblichem Gedächtniß ein stiller Glanz auf den Sarg der fürstlichen Frau leise herüberstrahlt, die wir morgen besuchen.

Für Jemanden, der eben von den prunkvollen Paraden Festlichkeiten der Berliner Denkmals-Entwählung kam, ist der Gegenstand dieser Todtenfeier hier ein ganz ungeheurer. In Berlin war der größte höfische Glanz entfaltet, eine unbeschreibliche Pracht — hier in Weimar herrscht laut freigelegter Vorarbeit der Verstorbenen die aller schlichteste Bescheidenheit bei den für sie bestimmten Leichenfeierlichkeiten. Ganz abgesehen davon, daß sich das kleine Weimar mit seinen 27,000 Einwohnern und seinem einfachen Hofe nicht mit dem Prunk des Kaiserhofes und einer Millionenstadt messen kann, auch abgesehen davon, daß die Berliner Hundertjahr-Feier ein stolzer und gewaltiger Jubelstimmung sein sollte, während hier eine bestemmte Todtenfeier ertönt. Selbst wenn man dies Alles billig erwägt, so bleibt immer noch der tiefe Unterschied übrig, der im Geiste beider Veranstaltungen waltet. Dort ein Herrscher in einem Mannesalter, wo seine ganze Seele noch stolz und feurig jauchzt; Mir gehört die Welt, sie soll für mich prunken und glänzen! Hier eine zum Sterben bereit greise Fürstin, welche die größte Einfachheit wünscht, mit der müde lächelnden Erkenntnis des Alters, die schon der betagte Salomo ausand; das schließlich doch Alles eitel ist!

Nicht in der durch Herder berühmten großen Stadtkirche am Markt, sondern in dem bescheidenen alten Gotteshauslein abseits, das wie eine trauliche Dorfkirche aussieht, trotz des stolzen Namens Hof- und Garnison-Kirche, ist der Sargplatz mit der todtten Großherzogin drei Tage zum Besuch für die Bevölkerung ausgestellt. Hierher wandeln seit vorgestern die Weimarer und was aus dem Thüringer Ländchen und sonst wo herkam, um der eben Frau die letzte Huldigung darzubringen, mit stillen Gesichtern, in schwarzen Kleidern, Blumen und Kränze in der Hand und legen die bustenden Gaben der Liebe und Erinnerung zu Füßen der Toten nieder, indem sie dabei im Flüsterzorn zum Nachbar manch' herzliches Wort zu Ehren der Verstorbenen sprechen. Man gewinnt wirklich den Eindruck, wenn man so still zühörend unter dem wallfahrenden Wölkchen sich bewegt, daß die öffentlichen Nachrufe, welche der Verstorbenen als einer sehr geliebten Landesmutter gewidert wurden, in der That nicht bloß hosiannaartige Verbeugungen (solal patriotischer Zeitungen und Verbände vor einem fürstlichen Sarge waren. Man spricht im Volke verehrungsvoll von der Toten; vom kleinen Mann bis zum Hochgestellten überall klingt in der Unterhaltung derselbe achtungsvolle und herzliche Ton; welche edle und gute Frau ist uns gestorben, wie sehr wird unser gutes Ländchen sie vermessen!

Dieses alterthümliche Kirchlein, welches auch heut am ganzen Sonntag Vormittag der Zielpunkt zahlreicher Trauer-Vorlesungen ist, bietet ein merkwürdig melancholisch und dabei doch anheimeln-

des Bild. Der Wind bläst die schwarzen Trauer- und Baldachine vor den drei Thüren des Gotteshauses wie große Todtensegel auf; aber rings um das Kirchlein sproßt frohes Leben auf frühlinggrünen Rosenplan, der früher wohl ein alter Kirchhof war und dem jetzt die Gräber fehlen. Schüchtern Kindergruppen bilden verflochten in den offenen Seitenthüren der Kirche hinein, wo die Erwohnen so schwarz und feierlich hineingehen, auf der einen Seite mit Kränzen in der Hand, um auf der anderen Seite ohne solche herauszukommen. Ein kleiner bieder Bube mit einem großen Butterbrod, steht dicht an der Kirchthür mit weit aufgerissenen Augen und schmutzigem Näschen. Man hat ihn schon ein halbes Duzend Mal bei Seite geschoben, damit er nicht getreten werde; immer wieder ist er neugierig erstanden an der Thür, wo es zu seiner todtten Landesmutter hineingeht. Kein Polizist bemüht sich, den winzigen Fressling mit wilden Gebärden fortzuschicken oder in's Loch abzuführen. Ueberhaupt sind die paar Polizisten, die in der Nähe der Kirche stehen, mehr Berather als Bewacher des Publikums; sie theilen mit höflichem Wort nur die Gruppen ab, damit nicht mit einem Male zu viel in den dümmenden Raum der Kirche eintreten.

Zu Füßen des Altars steht etwas erhöht der Sargplatz; er ist geschlossen; die Verstorbenen wollte keine öffentliche Ansehung ihrer Leiche; es fehlt auch jede künstliche Beleuchtung des Kirchraumes. Nur was an Tageslicht durch die Thüröffnungen fällt und durch einige obere Fensterflügel einströmt, dient zur spärlichen Erleuchtung, dann im Uebrigen ganz mit Flor verhüllt und das Schiff der Kirche überhaupt schwarz ausgeschlagen. Erst ganz allmählich durchdringt der Blick des Eintretenden das schwere Halbdunkel und erkennt, wie der ganze Sargplatz in einem Meer von Blumen- und Kränzspenden untergetaucht ist, so daß kaum noch der Sargdeckel heraustragt, und über diesen breitet sich noch bedend eine weimarer und eine Oranien-Flagge. Das kräftige Rothgelb der letzteren ist der einzig leuchtende Fleck in dem düsteren Bild; allenfalls etwas farbig wirken noch die beiden Grenadiere, die leztergrade und unbeweglich Gendarm bei Fuß mit aufgeschlagenem Bajonnet zu Füßen der Toten stehen, so unbeweglich, wie eben zwei in Paradestellung verordnete Heilige aus dem preussischen Militärkalender.

Die Trauertrage von der Hofkirche bis zu dem Friedhofe, wo sich die Fürstengruft befindet, ist vielleicht zwanzig bis dreißig Minuten lang. Sie wird eingeschäumt von umflorten Mästen und schwarzen Altären, auf denen vielleicht, wenn Wind und Wetter es erlauben, Beklammern morgen beim Passiren des Leichenzuges entzündet werden. Der einzige erwähnenswerthe Schmuck ist ein Belarium am Goethe-Hause, wo der Leichenzug vorübergeht, auf dem schwarzen Tuche blinkt ein silberner Stern mit der Unterschrift „Vale“ als Scheidegruß.

Von der weimarer Fürstengruft wage ich nicht viel zu sagen, Weimar ist so sehr ein deutsches Metta und die Gruft mit den Särgen der beiden großen Dichter das Allerheiligste darin, daß eigentlich jede Beschreibung überflüssig ist. Nur einige Worte, wie ich sie gestern fand und wie sie wohl Wenige gesehen haben und sehen werden. Der weimarer Friedhof liegt im Süden der Stadt, er zieht sich an einer sanften Bobenerhebung empor, auf deren Kamm sich die Fürstengruft befindet. Kommt man durch's Friedhofsthor, so sieht man am Ende einer schönen alten Baumreihe auf einer mäßigen Anhöhe einen ganz einfach stilisirten Bau, der mehr einem kleinen antiken Tempelchen als einer christlichen Begräbnißkapelle ähnelt. Der Innenraum der Kapelle ist ebenso einfach, einige Säulen theilen ihn in ein kleines Hauptschiff und zwei ganz kleine Seitenschiffe. Auf dem Altar lag eine schmale Decke mit der Aufschrift: „Selig sind, die in dem Herrn sterben“; rechts und links vom Altar sind zwei reliefartig gehaltene Wand-Bilder: die Kreuzabnahme und die Himmelfahrt Christi dargestellt. In diesem kleinen Kapellen-Raum wird morgen die letzte Einsegnung der Leiche im Angesicht der fürstlichen Leidtragenden vor sich gehen, wobei der Sargplatz in der Mitte des Fußbodens auf einer versenkten Platte steht. Sobald die Ceremonie beendet, sinkt der Sarg in die Gruft hinab, wo ihn der großherzogliche Hofmarschall Graf v. Wedell in Empfang nimmt und auf den bestimmten Platz stellen läßt, d. h. rechts neben dem Schiller'schen Sarge, aber so, daß zwischen Schiller und der Großherzogin noch ein Platz für den jetzigen Großherzog, dann der Sarg der Großherzogin Sophie, dann wieder ein leerer Platz für die Erbgrößerzogin-Witwe, dann der Sarg des Erbgrößerherzogs u. s. w., u. s. w.

Gestern gähnte in der Mitte des Fußbodens der Kapelle die große eiserne Desingung, wo hindurch morgen der Sarg hinabsinkt; man baute und zimmerte den Fahrstuhl, so daß man schon von oben sehen konnte, wie mi-

chen den Särgen unten im Grabeller sich die Zimmerleute tummelten. Schwankend beleuchtet von Laternen und Windlichtern huschten die Lebenden zwischen den Todten umher und führten dröhnend den Hammer in dem sonst so stillen Reich des ewigen Friedens. Ein starker Geruch von zahllosen frischen Tannenzweigen, die im Grabeller lagerten, um morgen als Schmuck zu dienen, füllte wüzig den ganzen unterirdischen Raum. Der harzige Duft, das Licht, die Menschen entklebten in dieser Stunde den Grabeller ganz der starren Majestät des Todes und gaben ihm etwas unbeschreiblich Trautes, Selbst wenn der irdende Lichtschein auf die goldenen Buchstaben der Namen „Schiller“ und „Goethe“ an den beiden großen Mahogonie-Kästen spielte, worin der Erden Rest der stolzen Geister ruht, wurde das Herz weniger erschütternd bewegt, als vielmehr heimelnd angegriffen. Unter den dreißig bis vierzig Särgen in der Fürstengruft steht auch ein ganz kleines Kinderfärglein, roth polirt, mit goldenem Kränzlein. Das hat mich eigentlich mehr ergriffen als alle die großen Särge mit dem lezten Staub von berühmten und unberühmten Leuten. Solch ein kleiner Liebling von einem harten Metallgarr umschlossen in einem gemauerten Grabeller! O, wie schredlich! Da kann Einem das Herz frieren bei dem Gedanken. Wie freundlich erscheinen dagegen die Kindergräber außerhalb der Fürstengruft auf dem weiten, stillen Friedhof unter den Sträuchern und Bäumen, an denen sich eben die ersten grünen Blättchen zeigen und wo die Erinnerung an einen verlorenen kleinen lieben Schelm wenigstens gelegentlich vom Sonnenglanz verklärt werden kann.

Auf dem Heimweg in die kleine Stadt, die unter dem regenröthigen Gewölbe so gedult und still mit ihrem schwarzen Gewande dalag, fiel mir recht in's Auge, wie viele der Bewohner in richtigen Trauerkleidern gingen. Die Damen und Mädchen trugen fast alle Schwarz, zum Mindesten einen Krepshut oder einen großen Florfächer. Der kleine Hof und die kleine Stadt, das erzieht bei der allgemeinen Beliebtheit der Verstorbenen in der That eine Art Familienrauer mit der Bevölkerung, was besonders dem Menschen aus großstädtischen Verhältnissen scharf auffällt.

Der Verlust an Arbeitslöhnen.

Wenn einmal künftige Geschichtsschreiber sich mit der Panik der letzten Jahre beschäftigen werden, der schlimmsten Handelskrise, welche das Land seit dem Jahre 1837 erlebt hat, da werden sie nicht lange nach den Ursachen derselben zu suchen brauchen. Dieselben liegen so offenkundig zutage, daß nur der Fanatismus extremer Freihandelsblätter sich noch darüber täuschen kann, oder sich wenigstens dazu den Anschein giebt, um sich stillschweigend an unbehaglichen Thatsachen vorbeizuden zu können.

Die Hauptursache für die in unserem Geschäftsleben herrschende Stagnation ist die schredliche Arbeitslosigkeit der letzten Jahre und der Niedergang des gesamten Erwerbslebens in Folge des verhängnisvollen demokratischen Tarifierperimentes. Das Letztere hatte einen so lähmenden Einfluß auf die industriellen Verhältnisse des Landes, daß zahlreiche Industrielle ruiniert wurden oder ihre Fabriken zum Stillstand bringen mußten. Andere Industrielle vermochten weiter zu arbeiten, aber meist nur mit stark verminderten Arbeitslöhnen. Die großen Massen von Arbeitern, welche in den Zeiten der Prosperität vor dem Beginn der letzten Administration zu den besten Konsumenten des Landes gehörte und mit ihrer starken Kaufkraft auf Handel und Verkehr einen erheblichen Einfluß ausgeübt hatten, verdienen nur noch wenig oder gar nichts mehr; ihre verminderte Kaufkraft machte sich in so nachtheiliger Weise im Geschäftsleben des ganzen Landes geltend, daß die Krisis dadurch immer mehr verhärtet wurde.

Wenn man die Ziffern sieht, welche Fachblätter berechnen als Verluste an Arbeitslöhnen während der Krisis, da erscheint der Stillstand unseres Geschäftslebens leicht begreiflich. Das ganze Land wurde schwerer in Mitleidenschaft gezogen. Es ist aber Thorheit, sich einzubilden, daß von schweren Verlusten an Arbeitslöhnen die produzierenden Klassen allein betroffen werden. Die Interessen aller Bevölkerungsklassen und Berufsstände sind so innig mit einander verweben, daß wenn ein Stand ernstlich leidet, nothgedrungen das ganze Land in schwere Mitleidenschaft gezogen wird. Der amerikanische Farmer hatte mit in erster Linie darunter zu leiden, daß sein bester Kunde, der amerikanische Arbeiter, nur noch verhältnismäßig wenig verdiente und dementsprechend weniger konsumieren konnte. Fachblätter berechnen die gemeinsame Stärke aller produzierenden Massen des Landes auf über 22,000,000; davon sind nahezu 5,000,000 Arbeiter in Fabriken und Werkstätten; 3,326,000 sind im Verkehr und Transportwesen des Landes angestellt, j. w. Nach den Arbeitslöhnen des Jahres 1890 berechnet, würde eine durchschnittliche Lohnreduktion von zehn Prozent für Fabrikarbeiter und Handwerker allein schon einen Verlust von \$250,000,000 betragen haben, eine Lohnreduktion von 20 Prozent also \$500,000,000. Leider jedoch ist wahrscheinlich die durchschnittliche Lohnreduktion noch größer als 20 Prozent gewesen. Während der Zeit der Krisis verloren gegen 250,000 Leute, die im Verkehr und Transportwesen des Landes beschäftigt waren, ihre Beschäf-

tigung; zahlreiche Andere konnten nur noch zu vermindelter Arbeitszeit Beschäftigung finden. Man kann sich unrichtiger vorstellen, was für unermessliche Summen an Arbeitslöhnen dadurch verloren gingen, die nicht allein den Arbeitern, sondern indirekt dem gesamten Geschäftsleben des Landes entzogen wurden. Bei der totalen Höhe dieser Summen wird man es leicht verständlich finden, wie die verkehrte Tarifpolitik der letzten Jahre, welche Massen von Fabriken des Landes zum Stillstand brachte und Millionen von Arbeitern beschäftigungslos machte, für das Geschäftsleben des ganzen Landes ein so schwerer Hemmschuh war.

Entsetzlich lange Lügenbeine.

Das deutsche Sprichwort: „Lügen haben kurze Beine“, trifft leider in sehr vielen Fällen nicht zu. Es giebt Lügen mit furchtbar langen Beinen, mit denen sie Länder und Meere und Jahrhunderte durchlaufen.

Furchtbar langbeinig sind Geschichtslügen über große Ereignisse wie über einzelne geschichtliche Persönlichkeiten.

Selbst in unserem Jahrhundert der scharfsinnigsten Kritik und Forschung konnte sich zum Beispiel die dreiste Geschichtslüge, wonach Wellington der wirkliche und alleinige Sieger von Waterloo wäre, seit mehr als achtzig Jahren beinahe in der ganzen englischen Welt behaupten.

Was Lügen über einzelne geschichtliche Persönlichkeiten betrifft, so behauptete sich zum Beispiel beinahe zwei Jahrhunderte hindurch sogar in ersten geschichtlichen Werken die Ansicht, der große Schwedenkönig Gustav Adolf sei in der Schlacht bei Lützen nicht durch feindliche Kugeln, sondern durch eine im Einberühnmiß mit dem Wiener Hofe pertrickete schwarze Beräthung und Meuchlerthat seines Begleiters und Freundes, des Herzogs Franz Albert von Sachsen-Lauenburg, gefallen. Erst die Geschichtsforschung des neunzehnten Jahrhunderts hat festgestellt, daß diese furchtbare Beschuldigung trotz der Charakterlosigkeit jenes Lauenburgers, der bald in kaiserlichen, bald in schwedischen und dann wieder in kaiserlichen Diensten stand, völlig unhaltbar und unbegründet und der nordische Held einfach den soldatischen Helmbreit gestorben ist.

An diesen Beispielen aus der Vergangenheit mag es für unseren heutigen Zweck genügen. Wir wollen nämlich an einem empörenden Beispiele aus der neuesten Zeit nachweisen, daß Lügen noch immer, selbst wenn sie gegen höchst achtungswürdige Personen ausgebreitet werden, entsetzlich lange Beine und eine niederträchtige Kraft des Lebens oder Wiederwärtens besitzen.

Im Frühjahr 1888 verbreitete sich in Amerika, erst in engeren politischen Kreisen und schnell auch unter'm Volke, ein widerlicher Klatsch, wonach Präsident Cleveland seine junge Frau sehr schlecht und roh behandeln solle. Das Gerücht war offenbar im Hinblick auf den bevorstehenden Nationalkongress in St. Louis in Umlauf gesetzt, und es wurde so schlimm, daß Frau Cleveland sich gedungen fühlte, ihm in einem ebenso zartfühlenden wie taktvollen, für die Öffentlichkeit bestimmten Schreiben entgegenzutreten, in welchem sie dem guten und liebevollen Benehmen ihres Gatten gegen sie ein ruhrendes Zeugnis ausstellte. Inzwischen mag der abscheuliche Klatsch, welcher die damalige Wieder-Nominations-Cleveland's nicht verhindern hatte, zu seiner Niederlage im November 1888 beigetragen haben.

Darauf schien diese greuliche Lüge auszuwirken. Und auch nachdem Cleveland im März 1893 von Neuem siegreich in's Weiße Haus eingezogen war, kam sie doch nicht wieder zum Vorschein. Gütige weibliche und männliche Klatschbuben wählten freilich bald darauf das Cleveland'sche Ehepaar mit der gleichfalls von der englisch-amerikanischen Presse gierig aufgenommenen und dreitegetretenen Erdichtung, daß das älteste Tochterkind Cleveland's Schwachsinnig, ja völlig idiotisch sei. Dabei war die geistig wie körperlich Irenschöne Kleine schon in jenen Tagen den meisten der sie verunglimpfenden englisch-amerikanischen Sentations- Journalisten oeffentlich über, indem sie schon damals zwei Sprachen fertig sprach.

Während aber der gemeine Klatsch gegen das Kind gänzlich verstummt ist, wurde im Laufe des letzten Präsidentenwahlkampfes, sogleich Cleveland nicht selbst Kandidat war, da und dort in Amerika, wenn auch nur zerstückt und verdeckt, von gütigen Feinden Cleveland's wieder der Verlust gemacht, die oben dargelegte Lüge von 1888 zu erneuern.

Gerade diese schändlichste Lüge nun ist seither mit ihren langen unermesslichen Beinen über's Meer gelaufen, und von England kam sie nach Deutschland — tüchtig schleidend. Im Laufe des März jehigen Jahres war nämlich selbst in ganz bedeutenden Blättern Deutschlands in vollem Ernste Folgendes zu lesen: Gegen den amerikanischen Präsidenten Cleveland sei von seiner Gattin eine Eheverleumdungsklage anhängig gemacht, weil er die Frau seit Jahren unter dem Vorwande, daß sie zu viel Geld brauche, barbarisch mißhandele und in seiner Wuth sie an ihren Haaren auf dem Fußboden umhergeschleift habe. Es ist beinahe unverständlich, wie so gar sonst hochachtbare Zeitungen in Deutschland solche Niederträchtigkeiten gegen einen Mann begehren können, welchen sie häufig wegen seiner Pflichttreue und Unerbittlichkeit gelobt haben, und welcher auf die hervorragenden Publizisten aus Deutschland, die ihn auf unserer Chicagoer Weltausstellung beobach-

teten — Männer wie Pascal David, Friedrich Dernburg u. s. w. — einen so großen, beinahe überwältigenden Eindruck machte!

Fast gleichzeitig berichteten dieselben Zeitungen in Deutschland, Cleveland habe seine Präsidentenzeit benutzt, um sich durch Spekulationen mit Regierungsbündelnoten und dergleichen Einkünften von mehreren Millionen Dollars zu erwerben. Dieser Klatsch ist nicht ganz so hundsgemein wie der über Cleveland's Eheleben, aber empörend gemein ist auch er; denn bekanntlich ist Cleveland nicht so reich, wie ihn diese Blätter machen, und hat sein Vermögen in durchaus ehrenhafter Weise theils durch einen glücklichen Landgutankauf, theils in der vierjährigen Zwischenzeit zwischen seiner ersten und zweiten Präsidentenzeit durch eine glänzende New Yorker Advokatenpraxis erworben.

Die hier in Betracht kommenden Zeitungen in Deutschland haben fortan kein Recht mehr, sich über Drecksereien in amerikanischen Wahlkämpfen und über Entartung des politischen Lebens der Vereinigten Staaten aufzuhalten; denn sie schämten sich nicht, den scheußlichsten Roth aus amerikanischen Wahlkämpfen, nachdem er in America bereits beseitigt und vergessen war, abzulagern und damit einen Mann zu bewerfen, der am kräftigsten und tapfersten bemüht war, das politische Leben der Vereinigten Staaten wieder zu heben und zu reinigen. (Illinois Staatsztg.)

Plusmacheri, die nicht am Plage ist.

Unsere Postkoffer und Gesandten werden beinahe schlecht bezahlt und es gibt nur wenig Posten, auf denen der Amtsinhaber ohne Zuschuß aus eigenen Mitteln leben und das Land im Vergleich mit seinen besser gestellten Kollegen repräsentieren kann, von namhaften Ersparnissen kann wohl nirgends die Rede sein; die am Besten dotirten Posten — London, Paris, Berlin, St. Petersburg und Rom — gehören entschieden nicht zu den wenigen.

Die amerikanischen Consuln sind aber noch viel armerlicher gestellt. Das beste Gehalt erhält der General-Consul in Havanna, \$10,000 jährlich; viele Consuln bekommen nicht mehr als \$1200 oder \$1500. Allerdings brachten manche dieser Aemter ihren Inhabern gewisse Nebeneinnahmen, die sie behalten durften, welche den betreffenden Posten zu einem wirklich begehrenswürdigen machten, aber seit Jahren hat die Regierung an diesen Einnahmen beschnitten, und vor einigen Monaten hat Sekretär Olney auch noch den letzten Rest weggenommen, so daß diese Aemter nicht mehr einbringen, wie das feste Gehalt. Wer, der von Haus aus kein reicher Mann ist, kann aber heute in Berlin General-Consul sein mit \$4000 Gehalt? Wer kann in dem reichen Bremen oder Hamburg als amerikanischer Consul mit \$2500 leben?

Die republikanischen Politiker bestürmen in Folge dessen die Administration, die Verfügung Olney's wieder aufzugeben.

Dieses würde aber das richtige Verfahren nicht sein. Das Rechte wäre, den diplomatischen und Consulardienst durch eine Commission ganz neu reguliren zu lassen. Man nehme die Gehälter, welche die drei größten Mächte ihren Gesandten und Consuln auf den verschiedenen Posten zahlen, zur Norm und zahle den unfrigen den Durchschnitt. Dieses würde gerecht sein. Es ist nicht nothwendig, daß ein Consul in London und Liverpool in Zeit von vier Jahren ein Vermögen erwirbt (früher brachten diese mit \$5000 dotirten Plätze \$40,000 bis \$50,000 im Jahre ein); es ist aber auch nicht nöthig, daß die Regierung von ihrem Consulardienste Hunderttausende profitirt und die Consuln, meist unglückliche Opfer ihres Ehrgeizes, beständig im heißen Wasser sind. (B. C.)

Antiamerikanischen Eisenbahnen.

Ludwig Herff plaudert im „Pester Lloyd“ über Eisenbahn-Erlebnisse in America. Es heißt in dem amüsanten Aufsatz u. A.: Wenn man Amerika schon längst hinter sich hat, verpürft man noch immer etwas wie Heimweh nach den dortigen Eisenbahnen. Man möchte wieder einmal ruhig schlafen in einem Pullman'schen Schlafwagen, wo man sein Bein nicht von unten auf der Straße verkrampfenden Fußwerten zittern fühlt, denn die Bewegung so eines „Limited Express“ ist das absolute Dahinschweben. Sie stellen eines Morgens ein randvolles Glas Wasser hin und Abends ist kein Tropfen verschüttet. Und wie aut man da einschläft. Das Geräusch eines solchen fahrenden Juges ist ein vorzügliches Schlafmittel. Es ist nicht das unangenehme rasselnde Gepolter eines europäischen, sondern eine einformig ungerade, trommelnde und klingende Melodie. Sie besteht aus dem fortwährenden Gepolter des kleinen schwarzen Graupenbaars von Kohlenstücken auf dem Dache, dann aus dem leisen Pfeifen des Faherwindes, der zwischen den schief aufgeschraubten schmalen Platten des Nischglasdaches hindurchstreicht und aus dem unaufhörlichen Geläut der fernern Maschinen, deren Gloride das Vieh vom Bahndamm scheuchen soll. Weicht es nicht, so sprüht ihm die Maschine durch eine eigene Spritze heißen Dampf auf's Gesicht, was macht ihm doch Weint. Die amerikanischen Lokomotiven haben so allerlei kleine Privatbequemlichkeiten, die wir nicht kennen. So fährt z. B. jede erste ei-

gene Hebelapparat mit, um, wenn sie ein wenig entgleist ist, wieder zurechtgehoben zu werden. Wegen einer solchen Kleinigkeit stieg ich nicht einmal aus meiner Badewanne. Wäber fahren ja selbstverständlich auch mit. Und eine Barbiereflude auch. Möchten Sie sich auf der Hessischen Ludwigsbahn, die im Stofen den Westford verdient, barbiere lassen? Ich nicht. Und eine Bibliothek ist auch im Zuge. In eleganten Mahogonikästen mit Glasflügelstehen da die besten Werke, auch wissenschaftliche, in allen Sprachen. Alles ist tabellos in Leder gebunden, mit den Vignetten der Gesellschaft in Gold. Sogar ein eigener Bibliothekar ist angestellt; selbstverständlich ein Nege, mit jenen gewissen großen weissen Zähnen zum freudigen Grinsen, wenn man sich von ihm das „Leben Abraham Lincoln's“ geben läßt. Und juridischen braucht man das entlehnte Buch gar nicht, man läßt es einfach beim Aussteigen auf seinem Sitz liegen; stehen würde es bloß ein Europäer.

Von einer Fahrt durch Süd-Kalifornien werden folgende Eindrücke erzählt: Station Barlow ist mir im Gedächtnis geblieben, und zwar aus einem komischen Grunde. Sie liegt in Süd-Kalifornien, an der Atlantic Pacific. Mitten in unabsehbarer rothbrauner Sandwüste. Im Hintergrunde, weit, weit, streicht schneebedeckte Sierra Nevada dahin, Gipfel an Gipfel. Himmel tiefblau, Luft zitternd vor Hitze, Thermometer 46 Grad F. im Schatten. Publikum durchaus in „fein-euders“ gekleidet, eine Art rother Baumwoll-Crepe, weiß mit grauen Streifen; das soll das Nüchste sein, was es in tropischer Hitze zu tragen giebt. Jeden Augenblick ein Glas Eiswasser, jede Stunde ein Bad in Eiswasser, um nicht an Hitzschlag zu Grunde zu gehen. In solcher Gegend steht Station Barlow, wo übrigens im Winter die beständigsten Schneestürme toben. Barlow besteht bloß aus drei hölzernen, schneeweiß gestrichenen Häusern, etwa 500 Schritt vom Zug, mitten im rothbraunen Sand. Vor jedem Haus steht eine schneeweiß angezogene, blonde Dame; jung, schön, von den besten Manieren. Das sind Kellnerinnen; hochanständig, gebildet, geeignet, dem Passagier, der hier eintreten muß, durch willkürliche Ansprache den Abend zu verkürzen. Hart an den Schienen aber steht eine „Bar“, beladen mit Seilen unter hellgrünen Drahtglocken, deren die zahllosen Fliegen. Dahinter der Bar- tender (Schankwirth), ein hagerer, sonnenverbrannter Mann, im feersüder, den breiten Combrero auf dem Kopfe festgesteckt (statt eines Hutbandes dient nämlich ein Lederriemen, der je nach der Stärke des Windes mittelst einer Schnalle fester gezogen wird). In der Schublade des Bar liegen jedenfalls zwei geladene Revolver, für alle Fälle... Nun denn, ich stieg aus, trat zur Bar und ließ mir ein Sandwich geben. Ich sah und fragte um die Schuldigkeit.

„Zwei Dollars“, warf er hin. Ich bäumte mich auf: „Was? Zwei Dollars für ein Sandwich? Das ist ja Wahnsinn!“ Er warf einen unbeschreiblichen Blick der Ueberlegenheit auf mich, dann machte er mit der Hand eine halbkreisförmige Bewegung, die auf den rothbraunen Sand, den knallblauen Himmel und die weiß herüberblendende Sierra Nevada deutete, und sagte mit großartiger Troadente: „Stranger (Fremdling), glauben Sie, daß ich wegen meiner Gesundheit hier bin?“ ... Ich ging augenblicklich in mich und zahlte.

Ohne Eiswasser wäre diese Tour wohl gar nicht zu machen. Man erzählt mir unterwegs einen mehr als drastischen, hochamerikanischen Fall, in dem dieses Wasser eine Rolle spielt. Der Zug hatte das Unglück, daß ihm das Eiswasser ausging. Freiheit hatte allzu arg gehaust. Mit verdorrten Kehlen sahen die Passagiere auf ihren Pibot-Schaukelstühlen, und beschworen die weisesteninnen Neger-Portiers vergebens, ihnen nur noch einen Schluck davon zu schaffen. Da sagte ein Mann, der noch nichts gesprochen, ein Miner (Minenarbeiter) im breiten Combrero: „Ich wette hundert Dollars gegen zehn, daß ich Ihnen ein Glas Eiswasser verschaffe.“ Großer Aufbruch! Der Verschmachtete der Passagiere rief augenblicklich „Topp!“ und griff schon nach der Brief-tasche. Der Miner ging ruhig hinaus und kam nach wenigen Minuten ebenso mit einem Glas voll köstlichen Eiswassers zurück. Ruhig stellte er die Banknote ein und setzte sich wieder. Eine Viertelstunde später wiederholte sich die Szene; noch ein Glas Eiswasser, noch zehn Dollars. Andere Passagiere ließen sich nun auch herbei, das Eiswasser ging reichend ab, der Miner lieferte es rein wie ein Zauberer, ohne mit der Wimper zu zuden. Nach einigen Stunden aber, als man wieder ein Gläschen von ihm verlangte, ging er auf der anderen Seite hinaus, und zwar auf die Waggontrappe, auf deren untersten Stufe er, den Rücken gegen die Wüste gekehrt, mit beiden Händen beide Wessingarsiffe gefaßt, stehen blieb. Das ist die Stellung vor dem Hinausspringen. Und sagte ganz ruhig:

„Mungo sagt, er kann mir kein Eis mehr geben, weil sie sonst anfängt, übel zu riechen.“ ...

Sie? Wer? Was? ...

„Nun, die Leiche, die da vorn im Eisfaß transportirt wird“ ...

Und schon sprang er hinab, machte unten, nach rückwärts taumelnd, in aller Stürcheilich den bekannten Halbtritt, der die Reulianten aus den hiebei in's Spiel kommenden Schwingkräfte ist, — und der Zug war vorbei, verschluckt in der rothbraunen Sandwüste.